

ZUR INNEREN LAGE

Rüdiger Göbel

Kompetent und faktenreich beantwortet der Autor die häufig gestellte Frage, wie es eigentlich im Inneren eines Landes nach 12 Jahren Belagerungszustand und internationaler Wirtschaftssanktionen aussieht, wie das Volk zu seiner Regierung und zum angekündigten Krieg steht und was nach einem amerikanischen Einmarsch geschehen könnte.

Rüdiger Göbel ist seit März 2000 stellvertretender Chefredakteur der Tageszeitung *junge Welt*. Bis Februar 2003 leitete er dort zudem die Redaktion Außenpolitik.

Zusammen mit Joachim Guilliard und Michael Schiffmann erschien von Rüdiger Göbel 2001 im PapyRossa-Verlag das Buch „Irak. Ein belagertes Land“.

„WIR WERDEN UNS VERTEIDIGEN“ ZWECKOPTIMISMUS IM BELAGERTEN LAND

In seiner Rede am 6. Januar 2003, dem 82. Jahrestag der Armee-gründung, gab sich der irakische Präsident Saddam Hussein vor dem angedrohten Angriff auf sein Land einmal mehr selbstbewusst. Irak werde als Sieger aus einem Krieg gegen die USA hervorgehen, sagte der Staatschef in einer vom Fernsehen übertragenen Rede an die Nation. Irak habe die Gerechtigkeit auf seiner Seite, und der Feind sei im Unrecht. „Der Feind wird schmachvoll geschlagen werden“, erklärte Saddam Hussein. Landesweit exerzierten Einheiten der irakischen Armee und Freiwillige in der zweiten Januarwoche ihre Kampfbereitschaft.

„Der Feind“ ließ sich davon wenig beeindruckt und setzte seine Vorbereitungen für die geplante Irak-Invasion auf Hochtouren fort. Bis Mitte Februar sollten 150.000 US-Truppen für den Sturm auf Bagdad bereit stehen. Erklärtes Kriegsziel Washingtons: Der Sturz von Saddam Hussein. Als Bagdad seinen „Tag der Armee“ feierte, veröffentlichte die *New York Times* unter Berufung auf einen Berater von US-Präsident George W. Bush Pläne für die Post-Saddam-Ära – mehrjährige Besetzung des Landes und Kontrolle der Ölfelder sowie eine Militärverwaltung *mady by USA* inklusive.

Wie bereitet sich ein Land jenseits großer präsidialen Reden vor, dem George W. Bush den Countdown zum Krieg angezählt hat? »Ich weiß nicht, was ich tun soll, wenn die Amerikaner uns wieder bombardieren.« »Ich weiß auch nicht, ob es noch einen Krieg geben wird. Doch was kann ich schon machen?« Zuhaut bekommt der Fragende im Irak Antworten wie diese. Auf den Straßen Bagdads herrschen Gleichmut und Apathie. Die natürliche Angst vor einem neuerlichen Waffengang ist stereotypem Fatalismus gewichen. Seit über 20 Jahren befindet sich das Land zwischen Euphrat und Tigris im Krieg, mal mehr, mal weniger. Über eine Dekade werden die Menschen zudem ausgezehrt von einem Embargo, das als einmalig in der Geschichte bezeichnet werden kann, sowohl was Dauer der Blockade wie mörderische Auswirkungen

auf das Gros der Bevölkerung betrifft. Das Leben steht still und geht doch weiter, weil es muss.

Dafür, dass sich Irak faktisch im Kriegszustand befindet, ist in der Öffentlichkeit nur wenig an Militär zu sehen. Auch bei der Fahrt über Land sind nirgendwo Truppenkonzentrationen zu bemerken, hin und wieder auf der Straße allenfalls zwei, drei Soldaten an einem kleinen Checkpoint, die mehr den Verkehrsfluß behindern als wirklich Fahrzeuge zu kontrollieren. Am International Saddam-Airport am Stadtrand von Bagdad steht nur eine Handvoll Flakgeschütze. Bei der Vorstellung eines drohenden Luftkrieges machen sie eher einen jämmerlichen Eindruck als dass sie Verteidigungsfähigkeit einer einstigen Mittelmacht demonstrieren.

Abdel Razzar Al-Hashimi gibt sich, wenn nicht siegesgewiß so doch kampfbereit. »Wenn die USA entscheiden, uns zu bombardieren, dann können wir nichts tun. Aber wir werden uns verteidigen, so gut wir können«, sagt er mit fester, mahnender Stimme. Das gehört zum Job. Dr. Al-Hashimi ist Berufspolitiker, zuständig für Außenpolitik in der regierenden Baath-Partei und über seinen Vorstandsposten in der »Gesellschaft für Frieden, Freundschaft und Solidarität« verantwortlich für die Kontakte zu Nichtregierungsorganisationen in aller Welt. »Irak anzugreifen, wird kein Spaziergang oder Picknik«, warnt er. »Das hier ist nicht Afghanistan. Und selbst dort haben die Amerikaner keinen Sieg errungen! Oder glauben Sie das?«

Auch Manal Younis Abdul Razak Al-Aloussi klingt kämpferisch. Die Vorsitzende der Föderation der irakischen Frauen erklärt mir nicht ohne Stolz, jeder und jede im Land seien bereit zur Verteidigung. Ihr Wort hat Gewicht. Immerhin gehören der nominell nichtstaatlichen Organisation 1,2 Millionen irakische Frauen an. »Der Krieg der USA gegen uns hat keine Front im klassischen Sinn. Es ist eine Aggression gegen die gesamte Gesellschaft.« Die Bevölkerung sei militärisch ausgebildet, jeder könne mit einem Gewehr umgehen. »Jährlich finden Übungen statt, an denen von der Großmutter über die Mutter bis hin zur Tochter und Enkelin

alle teilnehmen. Wir alle sind dazu ausgebildet und fähig, unser Land zu verteidigen, Stadt für Stadt, Straße für Straße, Haus für Haus. Nicht nur mein Mann, mein Sohn oder mein Bruder können das, auch ich bin dazu in der Lage, zur Waffe zu greifen.« Erst vor ein paar Tagen habe wieder eine solche »Notfallübung« in ihrem Viertel stattgefunden, berichtet Manal Younis selbstbewusst weiter.

Zweckoptimismus? Was mögen Gewehre ausrichten gegen lasergesteuerte High-Tech-Raketen oder gar Atombomben, mit deren Einsatz der US-Präsident schon drohte? Wie schrieb *Die Zeit* am 16. Januar 2003: „Eines ist gewiß: Wenn dieser Krieg stattfindet, wird er radikal anders sein. Anders als der erste Golfkrieg, anders als der Afghanistan-Feldzug. Er wird noch moderner, noch amerikanischer werden, ein Schauspiel der tödlichen Hochtechnologie.“

Tödliche Hochtechnologie entfachte vor zwölf Jahren im Zentrum von Bagdad ein Inferno. Der 13. Februar 1991 prägt Leben und Denken der Iraker bis heute. Über 400 Menschen, ausschließlich Frauen und Kinder, sind damals im Schutzbunker Al Amariya ums Leben gekommen. Ausgerechnet dort, wo sie vor den US-Angriffen Zuflucht gesucht und sich sicher gewähnt hatten. Den Glauben, es könnte einen Schutz vor den Bomben made by USA geben, haben die Menschen in dem geschundenen Land seitdem verloren. Jeder kennt die Geschichte, weiß von den zwei Raketen, die den Zufluchthafen in ein flammendes Inferno verwandelt haben. An den rußgeschwärzten Wänden hängen die Bilder der Opfer, Plastikklumbengebinde säumen den Rundgang, der Schutzbunker ist seit mehreren Jahren museale Totenhalle und Mahnstätte wider den Krieg.

Intesar El Samarai arbeitet seit 1995 im zerstörten Al-Amariya-Schutzbunker. Es ist angenehm kühl drinnen, während auf der Straße die Sonne brennt. An die 200 Gruppen führt die Direktorin im Monat durch die Dunkelkammer des Todes, zeigt ihnen die kleinen Kinderhände, von der Wucht der Explosion und der Hitze der Feuersbrunst in die Decke eingebrennt, erzählt Schicksal

auf Schicksal. Alle Bombentoten kennt sie mit Namen, weiß, was aus den Familienangehörigen geworden ist, die überlebt haben. »Ich erkläre jeden Tag, jede Stunde, was hier am 13. Februar 1991 passiert ist«, sagt Frau El Samarai mit ruhiger Stimme. Hinter ihr ragen verkrümmte Stahlträger und zerrissene Eisenmatten von der Decke, klappt durch meterdicken Beton das Loch, das eine der Raketen seinerzeit gerissen hat.

Wie sie das aushält, tagein, tagaus zwischen Tod und Leben zu sein, frage ich sie. »Ich will der ganzen Welt zeigen, was hier geschah. Das ist mein persönlicher Kampf gegen den Terrorismus.« Am Ende fragt mich Frau El Samarai stolz: »Wissen Sie, was Intesar bedeutet?« »Nein.« »Intesar heißt Sieg.«

DSCHIHAD FÜR SADDAM HUSSEIN

Saddam Hussein ist ein direkter Nachfahre des schiitischen Imams und Kalifen Ali und damit des Propheten Mohammed selbst. Dies glaubt zumindest Dr. Sajid Haydar. Der Leiter der Moschee in Nadjaf hat sich einen goldgefassten Stammbaum in seinen Empfangsraum hängen lassen, der vom Begründer des Islam über den der schiitischen Glaubensrichtung bis hin zum irakischen Präsidenten dieser Tage reicht. Draussen im Moscheehof, links und rechts vom Schrein von Ali, dem Cousin und Schwiegersohn Mohammeds, thronen zwei Bilder Saddam Husseins. Der Präsident, ein Sunnit, präsentiert sich den schiitischen Gläubigen in religiös verklärter Pose.

In dem prächtigen Gotteshaus herrscht reges Kommen und Gehen. Im Vorhof sitzt eine Gruppe Frauen in ihren schwarzen Abayas, den traditionellen Ganzkörpergewändern, auf dem Marmorboden. Im Schatten der monumentalen Mauern richten sie ein kleines Mittagsmahl. Direkt daneben hat sich der eine oder andere Pilger zum Schlafen in die Ecke gelegt, während fröhliche Kinder zwischen allen herumtollen. Ein friedlicher Ort des Palavers und der Kommunikation am Vorabend eines neuerlichen Krieges. Der-

weil trägt eine Handvoll Gläubige einen schlichten Holzsarg in die Moschee zum Schrein von Ali und wieder hinaus. Ein kleiner Leichenzug folgt der Prozession, die sich im Laufe des Tages noch oft wiederholen wird. Nadjaf ist als schiitischer Begräbnisplatz begehrt. 94 Prozent der 23 Millionen Iraker sind Muslime, gut 60 Prozent davon sind Schiiten. Weltweit gehören die meisten Muslime dagegen der sunnitischen Glaubensrichtung an.

Gut drei Millionen Pilger kommen mittlerweile wieder jährlich in die Moschee nach Nadjaf, erklärt mir Dr. Haydar beim Rundgang. Die 50.000 Einwohner der Stadt Nadjaf, 150 Kilometer südlich von Bagdad gelegen, leben einträglich vom Religions-tourismus. Die Gläubigen kommen mitunter von weit her, »aus Pakistan, Iran und Indien sowie den arabischen Ländern«. Unter den wachsamen Augen Präsident Husseins waschen sie sich Hände und Füße, bevor sie im Inneren des Wallfahrtortes ihr Gebet verrichten.

Die prächtige Moschee, neben Kerbala wichtigstes schiitisches Heiligtum, wurde in den letzten Jahren auf Staatskosten restauriert und in alten Glanz versetzt. Auf die Kuppel wurden zwölf Kilogramm Blattgold aufgetragen. »Saddam Hussein hat angeordnet, dass es keine Änderungen gibt und die Moschee so aufgebaut wird, wie sie einmal war«, erzählt Dr. Haydar. Dass es die »Republikanischen Garden« des irakischen Staatschefs waren, die das Gotteshaus nach dem Schiitenaufstand 1991 verwüstet hatten, lässt er bei dieser Gelegenheit unerwähnt. Eine kleine Änderung gibt es auch. Die präsidialen Heiligenbildchen sind neu, unerklärlich obendrein, verstoßen sie doch gegen das islamische Bilderverbot.

Moschee-Leiter Sajid Haydar ist in erster Linie Iraker, dann Muslim und dann Schiite. Als ich ihn frage, ob die Schiiten zum Widerstand gegen Saddam Hussein bereit seien, wie der US-Präsident und so mancher linker Kriegslobbyist in Deutschland vermuten, lacht er nur. »Wie kann Bush glauben, dass auch nur ein Iraker für ihn ist. Jeden Tag werden wir von US-Flugzeugen angegrif-

fen. Sie bombardieren unsere Straßen, unsere Autos, alles. Jeden Tag! Das ganze irakische Volk steht hinter Saddam Hussein. Deshalb greifen uns die Amerikaner auch an.«

Der stolze Schiite macht darüber hinaus klar: Sollten die »christlichen USA« den Irak angreifen, seien »alle Muslime« bereit zur Verteidigung. Dr. Haydar will sie im Fall eines Krieges zum Dschihad aufrufen. »Bush befindet sich auf dem Feldzug gegen die Muslime. Jeder, der die Muslime angreift, muss aber wissen, dass es die Pflicht aller Muslime ist, gegen die Angreifer vorzugehen«, begründet er seine Haltung zum »Heiligen Krieg«.

Ähnlich sieht es auch Jasin Abdul Amir Tomar. Der junge Mann leitet mit seinen knapp 30 Jahren die Moschee in Kufa. Hier soll anno 661 das Attentat auf Ali verübt worden sein. Gestorben ist der Schwiegersohn Mohammeds, der seines Beinamens Haydar (Löwe) wegen auch »Allahs Löwe« genannt wird, in einem Haus knapp hundert Meter neben der Moschee. Der Legende nach soll Ali bin Abi Talib vor seinem Tod angewiesen haben, seinen Leichnam auf ein Kamel zu binden und ihn dort zu begraben, wo das Tier das erste Mal rasten würde. Das Kamel hielt in Nadjaf, zehn Kilometer südwestlich von Kufa, beide am Ostrand der heißen Syrischen Wüste gelegen.

Die Große Moschee in Kufa mit ihren massiven Ziegelsteinmauern ebenso wie das direkt daneben gelegene Sterbehaus Alis werden gerade umfassend restauriert. Handwerker hämmern und weißeln in der heißen Mittagssonne, während sich die weitgereisten Pilger ihren Weg in die zwei Innenhöfe der Moschee bahnen. »Wir Schiiten werden unterdrückt? Aha«, entgegnet mir Tomar. Dies sei platte Propaganda. »Die Amerikaner wollen uns Iraker nur spalten.«

»Im Irak gibt es keinen Unterschied zwischen Sunniten und Schiiten. Wir sind alle Muslime und alle Muslime sagen Alahu Akbar, Gott ist groß. Da gibt es keine Unterschiede«, pflichtet Mohammed Ali Abdul Jalil bei. Der in die Jahre gekommene Bürgermeister von Kufa verweist auf die Notsituation in seiner

Stadt. »Uns fehlt es wegen des Embargos an Medikamenten und Lebensmitteln.« Und wer kommt für die aufwendige Moschee-Renovierung auf? »Das geschieht auf Anweisung von Präsident Saddam Hussein«, erklärt Mohammed Ali. »Genauso kümmert sich die Regierung aber auch um die christlichen Kirchen«, merkt Moschee-Vorsteher Tomar rasch an.

»Wir haben keine Angst vor Herrn Bush und Amerika. Wir scheeren uns nicht um die neuen Drohungen«, geben mir die beiden mit auf den Weg. Die religiöse Restauration in ganz Irak auf Anweisung des Präsidenten hat sich offensichtlich bezahlt gemacht.

ZWISCHEN ERDÖL UND URAN

Im Süden des Irak liegen Reichtum und Elend des Landes dicht beieinander. Vor Basra stehen die großen Anlagen der Petrochemie. Stichflammen abgefackelter Gase illuminieren den nächtlichen Himmel, Erdölgeruch liegt schwer in der Luft. Wenige Kilometer links und rechts vom mächtigen Schatt al-Arab, dem Zusammenfluß von Euphrat und Tigris, beginnt die Wüstenlandschaft. Irak hat mit zunehmender Versalzung der Böden zu kämpfen. Immer mehr fruchtbare Gebiete verwandelten sich in den letzten Jahren zu kristallweiß schimmerndem Ödland.

Außerhalb der Metropole Basra, mit 2,3 Millionen Einwohnern nach Bagdad die zweitgrößte Stadt im Irak, liegt der neue, hochmoderne internationale Flughafen. Er ist praktisch verwaist, dient Schulklassen als Ausflugsziel in der Wüste. Wegen der von den USA und Großbritannien erzwungenen Flugverbotszone wird der überdimensionierte Airport mit seinen zwei Dutzend Gangways nicht angefliegen. Einzige Ausnahme ist der tägliche Flug der Iraqi Airways von Bagdad in den Süden des Landes am frühen Morgen. Der Bruch des Flugverbots kostet den Reisenden keine 17 Dollar, Rückflug in die irakische Hauptstadt mit eingeschlossen. Die Maschinen mit ihren knapp 200 Plätzen sind ausgebucht und werden überwiegend von Geschäftsreisenden genutzt, die

sich die beschwerliche, stundenlange Fahrt über die 500 Kilometer lange Autobahn in den Süden sparen wollen und den Flug leisten können. Ein Arzt etwa verdient mit 30000 Dinar im Monat gerade einmal soviel, wie für das Ticket zu bezahlen ist. Die Stewardess entschuldigt sich, heißen Tee könne sie während des einstündigen Fluges nicht anbieten. Die alten Maschinen hätten keinen Kocher, um das Wasser heiß zu machen. Ein Becher über-süßter Saft dient als schlechter Ersatz.

Der Weg in das Zentrum von Basra zeugt von vergangenen Kriegen. Teile einer 1991 bei US-Angriffen zerstörten Brücke liegen zerrissen an der Böschung, 20 Meter daneben wurde eine neue Verbindung über den Saddam-Kanal errichtet. Das meiste an bombardierter ziviler Infrastruktur sei wieder aufgebaut oder repariert worden, erklärt mir ein Begleiter. Dazu gehört offensichtlich nicht die große Pepsi-Fabrik. Die Abfüllanlage steht noch immer beschädigt und verlassen am Straßenrand. An der Promenade des Schatt Al-Arab weisen 99 Bronzestatuen klagend mit ausgestrecktem Arm auf das Ostufer in Richtung Khoramschahr. Die überlebensgroßen Standbilder erinnern an hohe irakische Offiziere, die im Krieg mit Iran in den 80er Jahren gefallen sind. Die Grenze zum alten Feind ist nur 40 Kilometer entfernt.

Am Westufer reihen sich direkt daneben rostende Schiffe aneinander, bisweilen liegt ein Lastkahn halb versunken im Fluß, weit-aus mehr hat allerdings das Wasser ganz verschluckt. Zerschossen vor elf Jahren machen sie eine Passage für große Transporter unmöglich, doch befahren diese die Lebensader zum Persischen Golf ohnehin längst nicht mehr. Das Embargo zeigt auch hier seine Folgen. An der Werft werden die alten Schiffe ausgeschlachtet. Aus den Stahlplatten werden neue, kleinere Schiffe für den Inlandverkehr geschweißt. Übrig bleiben die großen Skelette als Schrottparade. Dazwischen baden Kinder im Fluß, traditionelle schmale Boote kreuzen über das Wasser, Fischer versuchen, mit ihren Netzen einen Fang zu machen, im Hintergrund reihen sich die Ruinen zerstörter Häuser aneinander. Die iranische Artillerie reichte seinerzeit bis an den Rand von Basra.

Hasim Abul Jalil und sein Kollege Hamasan Abdul Hasan klagen über das Embargo. Die beiden arbeiten bei den Wasserwerken der Stadt und kämpfen täglich mit dem Mangel. Es fehlt an Ersatzteilen und damit an Wasser für die Bevölkerung. Das Sanktionskomitee verzögere immer wieder notwendige Lieferungen, jede neue Sicherung brauche Monate, bis sie bei ihnen ankommt. »Wir haben zu wenig Strom, um alle acht Wasserbehälter betreiben zu können«, erklärt Jalil. Die Elektrizität wird stundenweise in verschiedenen Teilen der Stadt heruntergefahren. Damit fallen auch die Anlagen aus, die das Wasser vom fernen Saddam-Kanal zur Aufbereitung ins Wasserwerk und danach weiter in die Haushalte pumpen. Noch immer sind die alten Stromkapazitäten aus der Zeit vor dem US-Krieg nicht erreicht. Damals hatten amerikanische Raketen die Strom- und Wasserversorgung im Irak ins Visier genommen. Bei einem neuerlichen Krieg dürfte auch das kleine Wasserwerk von Jalil und Hasan als Ziel auf der Liste stehen.

Die Arbeitsbedingungen der beiden sind miserabel. In der Anlage wird das Wasser für 400 Häuser aufbereitet. Die gelben Gasflaschen aus China müssen sie ohne Schutzgerät anschließen. Das giftige Chlorgas wird mit einem kleinen Schlauch direkt in die Wassertanks eingeleitet, eine Feinjustierung gibt es nicht. Das Wasser schmeckt damit mehr nach hiesiger Schwimmhalle, immerhin sind aber die schlimmsten Bakterien abgetötet.

In der Geburts- und Kinderklinik von Basra sind die schrecklichen Folgen der DU-Munition zu sehen. Die Amerikaner hatten die mit abgereichertem Uran (Depleted Uranium – DU) versehenen Geschosse tonnenweise gegen die Truppen Saddam Husseins eingesetzt, getroffen wurde die einfache Bevölkerung. Der Süden des Irak ist für Generationen verseucht worden. Die Langzeitbombe tickt und tötet leise. »Wir haben heute sechs- bis siebenmal mehr Mißbildungen und Fehlgeburten als vor der US-Aggression«, sagt der Direktor des modernen Krankenhauses, Dr. Amer Al-Jaberi. Doch nicht nur die Zahl habe zugenommen, auch die Schwere der Fälle. Außerdem gebe es neue, bis dato unbekannt genetische Fehlbildungen. Dasselbe gelte für Krebs. Die Fälle

häuften sich, seien schwerer, die Tumore aggressiver. »Das ist eine direkte Folge des Einsatzes von DU-Munition gegen mein Land«, ist sich Dr. Al-Jaberi sicher. Auf dem Tisch vor sich breitet der Kinderarzt Fotos eines wahren Horrorkabinetts menschlicher Mißbildungen aus, Föten ohne Kopf, mit zwei Köpfen, der Nase über den Augen oder Neugeborene mit offenem Rücken. »Ich bin seit 20 Jahren Arzt und hatte vorher nie so oft mit so schweren Fällen zu tun wie jetzt.«

Beim Gang durch die Klinik verweist Oberarzt Asad Assa Ashou auf die Folgen der UN-Sanktionen: Wie in Bagdad und den anderen Krankenhäusern des Landes fehlt es auch in Basra an notwendigen Medikamenten für erfolgversprechende Chemotherapien, an Laboreinrichtungen und so vielem mehr. Die Menschen hier sind doppelt gestraft durch radioaktiven Müll und inhumane Blockade. »Wir können das ganze Uran hier nicht wegschaffen. Niemand kann das«, gibt mir Dr. Ashou mit auf den Weg zurück. »Aber wir müßten doch wenigstens die Möglichkeit erhalten, Arzneimittel zu kaufen.«

In den Hospitälern der Hauptstadt ist die Situation nicht besser. Vier Grünpflanzen in der Ecke welken vor sich hin. An der Wand vergilbt ein Kinderbild, selbstgemalt vor langer Zeit auf ein Blatt Papier. Mehr gibt es nicht in der Spielecke des Saddam-Hussein-Kinderkrankenhauses in Bagdad. Tristesse pur. Auf der Krebsstation im zweiten Stock regiert der Tod über das Leben, Schmerzensschreie und lautes Klagen hallen durch den Flur. Tränen der ausweglosen Verzweiflung rollen aus den Augen der Mütter, die am Bett ihrer Kleinen sitzen. Hier ist Endstation Hoffnung. In dem Hospital in der irakischen Metropole liegen die schwersten Fälle aus dem ganzen Land. Es gilt als die beste Kinderklinik im Irak. Zumindest ist es die größte.

Doch das Saddam-Krankenhaus ist heute mehr Hospiz denn Hospital. Das im August 1990 verhängte und immer wieder verlängerte UN-Embargo hat es zum Sterbehaus werden lassen. 360 Betten hat die 1948 gebaute Klinik. Täglich werden 100 neue Patienten aufgenommen, etwa 1000 Kinder kommen am Tag

zusätzlich zur ambulanten Behandlung. 30 Ober- und 70 Assistenzärzte tun ihr Bestes und wissen doch, es ist nicht viel. »Bis Anfang der 90er Jahre waren die Zustände in dem Krankenhaus nahezu ideal, alle Systeme haben normal gearbeitet, die Patienten konnten adäquat behandelt werden«, erklärt mir der stellvertretende Direktor Dr. Al Dilaimi. Heute fehlt es an allem, an Untersuchungsgerät, Labormaterial und Medikamenten. Das zuständige Sanktionskomitee der Vereinten Nationen stellt sich immer wieder quer, die notwendigen Mittel in den Irak zu lassen. Der Verweis auf »Dual use« reiche aus, etwa Nitroglycerin-Tabletten, ja selbst Bleistifte zurückzuhalten. Sie könnten für den Waffenbau Verwendung finden, heißt es lapidar. Doch auch harmlose Beutel und Filter für Infusionen kommen mitunter nicht an. Von Monat zu Monat werde willkürlich etwas anderes zur Einfuhr freigegeben oder eben zurückgehalten, eine vernünftige Planung, notwendig beispielsweise für eine Langzeittherapie, ist damit unmöglich, beklagt der Klinikobere. Im Zuge der jüngsten Kriegsvorbereitungen hat der UN-Sicherheitsrat das Sanktionsregime im Dezember 2002 einmal mehr verschärft, die Liste nicht-erlaubter Importgüter, darunter auch wieder Medikamente, auf massiven Druck Washingtons ausgeweitet.

Die Todesrate irakischer Kinder hat sich in der letzten Dekade vervierfacht. Starben 1991 noch 40 von 1000 Kindern unter fünf Jahren sind es jetzt 150 bis 160. Schuld sind Dr. Al Dilaimi zufolge mangelnde Impfungen sowie schlechte oder Unterernährung. Außerdem habe die von den US-Amerikanern eingesetzte DU-Munition die Leukämierate vervielfacht. Das abgereicherte Uran lagert als Dauerbombe im irakischen Boden. Die Zahl von Mißbildungen und Fehlgeburten ist in den letzten zehn Jahren enorm angestiegen. Über Generationen noch wird das Problem die Bevölkerung kollektiv belasten.

»Wir arbeiten unter sehr, sehr schwierigen Bedingungen in diesem Krankenhaus«, fährt Dr. Al Dilaimi beim Rundgang fort.

»Wir müssen abgelaufene Medikamente verabreichen und Behandlungsmethoden anwenden, die eigentlich nicht adäquat sind.« Auf die Frage, was sein Krankenhaus am dringendsten bräuchte,

entgegnet der Arzt: »Irak ist ein reiches Land, wir könnten alles kaufen und uns selbst helfen. Lassen sie uns einfach alleine und in Ruhe.« Das Hauptproblem sei politischer Natur. »Irak braucht keine Hilfe, keine gutgemeinte Charity, sondern Fairneß und Gerechtigkeit«, sagt er müde. Oft schon hat Dr. Al Dilaimi das zu Besuchern und Delegationen aus dem Westen gesagt. »Wir brauchen niemanden, der für uns in Europa Medikamente sammelt, sondern Menschen, die auf ihre Regierung politischen Druck ausüben, damit die Sanktionen aufgehoben werden.«

Im zweiten Stock, im Krankenzimmer 203-267, liegt ein monströs aussehendes Kind. Der Kopf ist angeschwollen, der Bauch aufgedunsen, deformiert, der gesamte Körper seltsam verfleckt. Die Augen sind riesenhaft vergrößert und ausgetreten. Der Schädel ist kahl. Die Mutter, wie die meisten in einen schwarzen Abbaya gehüllt, fächelt ihrem Jungen etwas frische Luft zu – eine Klimaanlage gibt es nicht, das Fenster zur Straße steht offen; draußen scheint bei milden 30 Grad die Sonne, es ist erst Frühling, unvorstellbar wie es ist im heißen Sommer. Mehr Hilfe gibt es für den reglos Daliegenden nicht. Keine Infusionen, keine Schmerzmittel. Nichts. Auch ohne ärztliche Ausführung ist ersichtlich, dass Mohammed am Ende eines langen Leidens steht. Krebs und innere Blutungen. »Der Junge stirbt«, bestätigt mir Dr. Waad Edan Louis. Der Assistenzarzt auf der Kinderkrebstation ist Anfang 30, hat an der Universität in Bagdad Medizin studiert. Statt zu helfen und zu heilen muss der Iraker meist hilflos dem Sterben der Kleinen zusehen. »60 Prozent vergleichbarer Fälle sind in Europa heilbar«, sagt Dr. Louis mit ruhiger Stimme am Krankenbett. »Bei uns sterben mittlerweile hingegen 90 Prozent.«

Im Bett gegenüber liegt Marwa Thar. Seit 1993 leidet das 14jährige Mädchen aus Bagdad an Leukämie. Insgesamt acht Patienten nebst ihren Müttern liegen in dem Krankenzimmer. Immer wieder kommen andere Familienangehörige zu Besuch, ein Arzt zur Visite. Privatsphäre gibt es nicht. »Wir haben unser Zuhause verloren. Alles mussten wir verkaufen«, klagt Marwas Mutter. »Wir brauchen endlich eine Lösung«, mahnt sie mich verbittert.

Auch Ali Achmed hat Leukämie. Still liegt der achtjährige auf seinem Bett. »Wir können für die weitere Behandlung nicht bezahlen. Wir haben nichts mehr zu verkaufen«, sagt mir sein Vater, der gerade zu Besuch kommt, verzweifelt. Um die anderen fünf Kinder im Zimmer ist es nicht besser bestellt. Nicht nur die kleinen Patienten, auch deren Eltern leiden, können sie doch in den meisten Fällen nicht helfen. »Wir haben viele psychologische Probleme aufgrund der Situation«, hatte mir Dr. Al Dilaimi von der Direktion kurz vorher noch etwas allgemein klingend gesagt.

Der Krankenhausaufenthalt im Irak ist frei, nur wer über die notwendigen Mittel verfügt, muss umgerechnet zwei Dollar bezahlen. Ein Unterschied zwischen zahlenden und nicht zahlenden Patienten wird grundsätzlich nicht gemacht. Doch die Ärzte können meist nur die Medikamente, etwa für die Chemotherapie, verabreichen, die die Angehörigen mitbringen. An eine hierzu-lande mögliche Rückenmarkstransplantation ist im Irak gleich gar nicht zu denken. Hierfür müssen die irakischen Patienten ins Ausland verlegt werden, sofern die Familie das notwendige Geld hierfür hat und die Kranken die beschwerliche Reise auf sich nehmen können.

Wenige Tage vor meinem Besuch gab es im Saddam-Hospital einen riesigen Wasserschaden. Das gesamte Erdgeschoß stand unter Wasser. Jetzt muffeln die feuchten Wände vor sich hin. Behelfsmäßig liegen offene Stromkabel in den Fluren. Die Farbe blättert ab. Das beste Kinderkrankenhaus macht einen miserablen Eindruck. Der Fahrstuhl ist defekt. In der Klinik fehlt es an sterilen Räumen. Doch schon bei der einfachen Diagnose fangen die Probleme an. Bis die Ärzte genau wissen, was ihren Patienten fehlt, sind diese meist schon gestorben. Wenn nicht, fehlt es an den von der UNO blockierten Medikamenten. Die Prognosen auf der Krebsstation im Saddam-Kinderkrankenhaus sind unvergleichlich schlecht.

Die Kinder im Irak sind nicht einfach nur zur falschen Zeit am falschen Ort geboren. Es wäre ein leichtes, aus den Todeszellen anständige Krankenzimmer werden zu lassen. Wiederholt hat die deutsche Regierung im vergangenen Jahr bekräftigt, einen Krieg gegen Irak nicht unterstützen zu wollen. Kanzler Schröder hat mit dieser Aussage knapp seine Wiederwahl und die Fortführung der Rot-Grünen-Koalition gesichert. Zu Jahresbeginn riefen immer mehr Abgeordnete von SPD und Bündnis 90/Die Grünen dazu auf, sich den Protesten der Friedensbewegung anzuschließen. Ein Engagement zur Beendigung der tödlichen Irak-Blockade wehrt die politische Elite der BRD weiter ab. Zuletzt im Januar 2002 haben die Abgeordneten des Deutschen Bundestages einen Antrag der PDS in Sachen Irakembargo selbstgefällig abgelehnt. Marwa Thar und Ali Achmed könnten wieder gesund werden, sagt mir Dr. Louis zum Abschied. Für den kleinen Mohammed ist alles zu spät.

In einer Rede zum zwölften Jahrestag des letzten alliierten Golfkriegs, der am 17. Januar 1991 begann, hat Saddam Hussein einmal mehr die USA vor einem neuen Angriff auf das Zweistromland gewarnt. Mit Blick auf die amerikanisch-britische Aufrüstung in der Golfregion rief er seine Landsleute auf, sich nicht zu fürchten: Irak sei voll mobilisiert und werde jeden Angriff abwehren. Die irakische Bevölkerung und ihre Führung sei entschlossen, „die Mongolen der Neuzeit“ vor den Toren Bagdads in den „Selbstmord“ zu treiben, sagte der Präsident in einer vom irakischen Radio und Fernsehen übertragenen Ansprache. Das mag vielleicht sehr schön klingen und von historischem Bewusstsein zeugen, in seinem Realitätsgehalt fällt die Äußerung allerdings eher unter die Kategorie Zweckoptimismus und Galgenhumor. Das Land liegt wirtschaftlich am Boden, die Bevölkerung ist ausgezehrt und ohne jede Hoffnung, die Bestände der Armee taugen eher für ein Militärmuseum, denn eine effektive Verteidigung. Die Chancen, den übermächtigen Aggressor militärisch zu schlagen, sind praktisch Null. Gleichzeitig werden die USA am Golf in keinem Fall einen heroischen Sieg davontragen können. Über eineinhalb Millionen Iraker starben infolge des von Washington forcierten unerbittlichen Embargos. Unvergessen bleibt die Äuße-

rung der früheren US-Außenministerin Madeleine Albright, man sei bereit, diesen Preis zu zahlen. Ein ganzes Volk wurde damit über eine Dekade hinweg gedemütigt und mit Füßen getreten – wie soll es da jemals seine „Befreier“ bejubeln.